Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 32

Artikel: Wir bekommen keine Taglöhner mehr!

Autor: Schmid, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639826

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

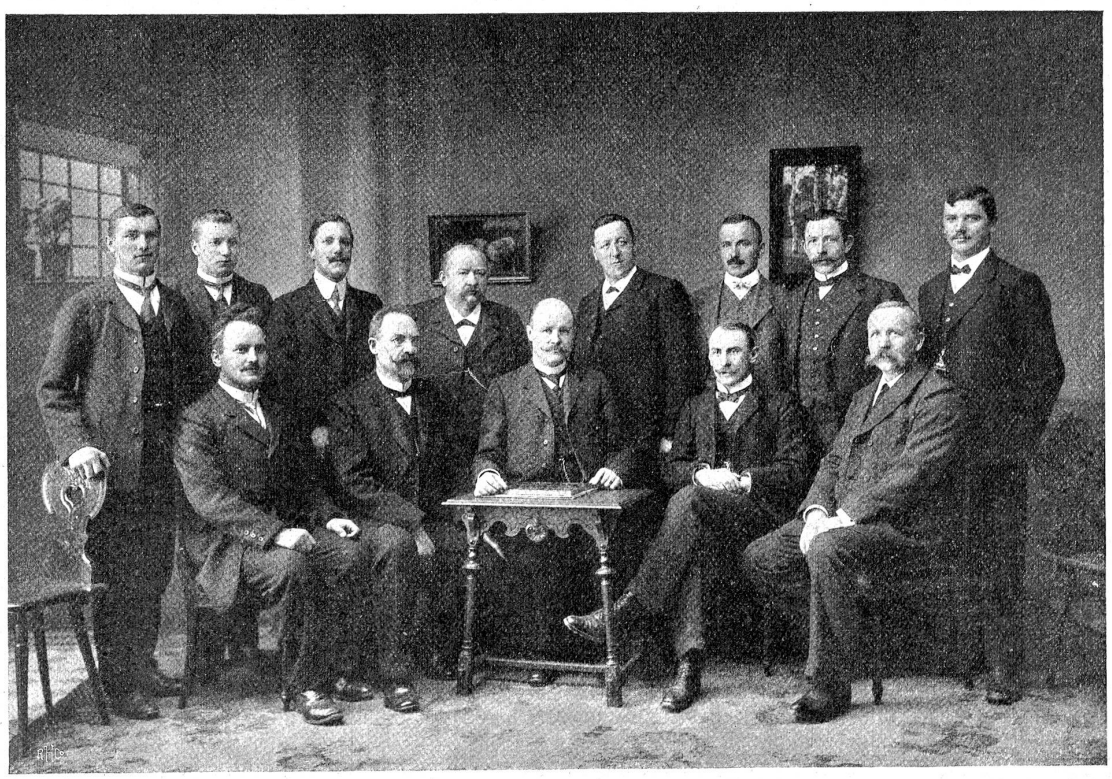
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir bekommen keine Taglöhner mehr!

Seit Jahren ist es die beständige Klage unserer Landleute, daß es nicht möglich ist, Leute für die Arbeit zu bekommen. Im Frühjahr besonders wird diese Klage laut. Und in der Tat: Die Leutenot auf dem Lande ist stellenweise zu einer wahren Kalamität geworden. Nur über die Ursachen scheint man nicht recht ins reine kommen zu können. Einige suchen sie in der Genußsucht der Jugend, in dem Hange zur Ungebundenheit; aber wir halten dafür, zum Teil mit Unrecht. Was der junge Arbeiter, die junge Arbeiterin in dieser Hinsicht verlangen: Tanz, Besuch der Kneipen usw., das kann er auf dem Lande auch haben. In der Hauptsache verlangt man vom Gesinde nur Arbeit und fragt wenig danach, wo und womit die freie Zeit zugebracht wird. Man sagt uns auch, immer seltener esse das Gesinde am gleichen Tische, als ehedem. Auch auf Bauernhöfen komme es schon vor, daß für die Leute besonders gekocht werde. Und in Nr. 4, 1912, der trefflich redigierten religiösen Monatsschrift „Der Säemann" erzählt ein armer Knecht allerlei trübe Erfahrungen, u. a. folgendes: „. . . Am Morgen konnte ich eintreten, es gefiel mir nicht so übel, ich durfte mich doch auch in der Stube aufhalten abends und am Sonntag. Das ist eine Seltenheit . . ." Dazu bemerkt die Redaktion erstaunt: „Wir können es nicht für möglich halten, daß es auch heute noch eine Seltenheit sein soll, daß die Knechte sich abends und an Sonntagen in einer warmen Stube aufhalten dürfen. Sollte dies aber wirklich der Fall sein, dann würden wir uns allerdings nicht mehr wundern, daß die Bauern je länger je mehr Mühe haben, Knechte zu bekommen." Es mag noch in einzelnen Gegenden des Emmentals vorkommen, was wir in dem prächtigen Werke: „Bern und seine Volkswirtschaft 1905", herausgegeben von der kantonalen Handels- und Gewerbekammer, lesen: „Elf Uhr! Zwei langgezogene, dumpfe Hornstöße rufen die weit entfernten Runkelrübenpflanzer zum „Z'jmis", d. h. zum Mittagsmahl. Reih um Reih, beinahe im Gänsemarsch, trocknen alle vor der scheinbar nichtssehenden Meisterin ihre am Brunnen gewaschenen Hände am blanken Handtuch, das vor der Stubentür an den Wellen mit ewigem Umgang hängt. Bauer und Bäuerin, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, der Wagner auf der Stör und die Taglöhnerin setzen sich zum gemeinsamen Tisch. Der Gast wird genötigt, den hausväterlichen Sitz einzunehmen. Das sechsjährige Liseli betet laut und schön sein „Spiis Gott" und in drei mächtige dampfende Schüsseln tauchen sich die Löffel. Der Riegle an der Wand werden sie entnommen und an dem hübsch gewürfelten Tischtuch flüchtig des Staubes entledigt. Einzig wir drei oben am Tisch erhalten die nämliche, herrlich duftende Mehlsuppe in das obere, der je zwei blinkenden Halbporzellanteller. Der zweite Fleischtag der Woche fällt erst auf den Donnerstag; nur dem Gast allein soll heute die appetitliche Rauchwurst aus dem eigenen Kamin schmecken. Allein wer diese drei Riesenplatten voll Eierrösti samt zudienenden dürren Kannenbirnenschnitzen hat aufzehren helfen und obendrein die ihm zugeteilte Tasse voll ganze Milch nebst einem Stück Burebrot sich hat schmecken lassen: „dä cha's mache!" Wie gesagt, in währschaften Bauernhöfen des weiten Bernerlandes wird noch ein derartiges Zusammenleben zu finden sein, jedoch wird dies auch immer seltener. Aber nicht nur das ist es, was den jungen Arbeiter vom Lande forttreibt, es ist die Art der Arbeit und der wenigstens scheinbar höhere Lohn.

Wird nämlich die freie Kost und die freie, manchmal dürftige und den hygienischen Forderungen ebenso wenig gerecht werdende Wohnung, wie manche Arbeiterschlafstelle in der Stadt, zu Gelde gerechnet und kommt dann der Geld- oder der Geld- und Naturallohn hinzu, so stellt sich der Arbeiter auf dem Lande oft ebensogut als sein Genosse in der Stadt. Aber er rechnet in der Regel falsch und läßt sich von dem namentlich in der Fabrik bezahlten baren Lohn bestechen. Schwerer fällt es ins Gewicht, daß der Stadt- und Fabrikarbeiter unter ganz andern Verhältnissen arbeitet als der Landarbeiter. Der Fabrikarbeiter arbeitet seine gewissen Tagesstunden, fängt mit dem Glockenschlage an und hört mit dem Glockenschlage auf. Während den Freistunden wird keinerlei Arbeit von ihm verlangt. Wenn er sie tun will, tut er sie freiwillig und gegen gute Bezahlung. Auch für den Landarbeiter, der in fester Arbeit steht, kommen Wochen, in denen er mehr beschäftigt wird, als daß er eigentlich schwer arbeitet. Aber in den arbeitsreichen Zeiten muß dafür



v. Mühlinen Bähler Dr. L. Maisch J. Held W. Schaffer Arch. Ziegler W. Kummer Wegmüller
Dr. E. Jordi Prof. Dr. Rubeli Dir. Peter Dr. G. Koestler S. Müller

Molkereischule Rütti: Lehrerschaft.

auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiße des Angesichts gearbeitet werden. Auch machen Fütterung und Wartung des Viehs im Stall und auf der Weide den Arbeitstag auf dem Lande länger als in der Fabrik.

Aber das sind noch nicht die einzigen Gründe für die Auswanderung der Landarbeiter, der Hauptgrund ist in der spätern ökonomischen Stellung der Landarbeiter zu suchen. Fast immer, wenn der Landarbeiter sich verheiratet, scheidet er aus dem Verbande des Hausgesindes aus, welches auf dem Bauernhofe Kost und Wohnung hat. Er bezieht seine eigene gemietete Wohnung und wird Taglöhner. Als solcher hat er entweder auf einem Bauernhofe eine feste Arbeitsstelle oder er muß als freier Taglöhner seine Arbeit selber suchen. Der feste Taglöhner hat außer seinem in der Regel nicht sonderlich hohen Taglohn noch freie Wohnung und meistens freie Feuerung, Weide und Fütterung für eine Kuh oder ein paar Ziegen, einiges Getreide als Naturallohn usw. Er kann sich einige Hühner und ein oder ein paar Schweine halten. Wenn er und seine Frau sparsam sind, und die Kinderschar keine allzugroße ist, so hat er keine Nahrungssorgen. Aber seine Arbeit ist keine feste. Wenn er kränklich wird oder aus einem andern Grunde seine Arbeit nicht mehr tun kann, so kann er entlassen werden. Dasselbe Schicksal aber droht ihm, wenn sein außerdienstliches Verhalten, vielleicht seine politische Gesinnung seinem Herrn nicht gefällt. In dem Stück ist die Stellung eines Fabrikarbeiters eine viel freiere, da man sich um ihn nur in der Arbeitszeit kümmert. Was er sonst tut und treibt, darum kümmert sich mit wenigen Ausnahmen kein Mensch. Zudem hat der Industriearbeiter, wie überhaupt der städtische Arbeiter, leichter Aussicht, als Werkführer, Vorarbeiter usw. eine Stellung zu erringen, in der er mehr verdient und nicht mehr so angestrengt zu arbeiten braucht, also Aussicht auf einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Der feste Taglöhner auf dem Lande verdient so auch, daß er ohne Nahrungssorgen leben kann. Gelegenheit, Ersparnisse zu machen, hat er nicht, und er kann auch in seinem Leben nichts anderes werden, als Taglöhner. In Bauerndörfern hat er selten Gelegenheit, eine eigene Heimstätte zu erwerben.

Wesentlich ungünstiger ist die Lage der selbständigen Taglöhner, derjenigen, die eine feste Arbeitsstelle nicht haben und die genötigt sind, ihre Arbeit zu suchen. In arbeitsreichen Zeiten kann er freilich mehr Arbeit bekommen, als er bewältigen kann und sein Taglohn ist nicht klein; aber zwischendurch, namentlich im Winter, kommen Wochen, in denen nichts verdient wird. Daß dabei nur zu oft wirkliche Not in die Taglöhnerwohnung einzieht, ist begreiflich. Dazu kommt dann noch, daß man solche Taglöhner nicht gern lange an einem Ort duldet, weil man fürchtet, sie könnten irgendwo der Gemeinde zur Last fallen. Jeder Taglöhner aber, der seine feste Arbeitsstelle verliert, kann in die Lage kommen, die soziale Not des freien Taglöhners an seinem eigenen Leibe zu erfahren. Da ist denn kein Wunder, wenn viele Landarbeiter beizeiten in die Stadt oder in den Industriebezirk ziehen, wo sie bessere Arbeitsbedingungen und wenigstens Aussicht haben, durch Fleiß und Tätigkeit vorwärts zu kommen.

Dem chronisch gewordenen Mangel an Taglöhnern wird man nur mit einer staatlichen Fürsorge gegenüber dieser Arbeiterkategorie begegnen können. Erfreut sich doch die Industriearbeiterschaft eines steigenden Schutzes und Entgegenkommens seitens der staatlichen Organe, indessen der Landarbeiter bis heute vollständig außerhalb dem Bereich der kantonalen und eidgenössischen Sozialgesetzgebung gestanden hat, also nicht einmal das Aschenbrödel markierend.

Hans Schmid.

Die Petrusuhr.

Märchen von Konrad Fischer.

Der Müller hing die neue Uhr, nachdem sie von allen Hausbewohnern gebührend betrachtet und bewundert worden war, im Wohnzimmer so auf, daß er sie von seinem Bett aus bequem sehen konnte. Sie tickte gemütlich, ging sehr regelmäßig und schlug die Stunden mit angenehmen Glockenton. Weil sie des Apostels Bildnis und Darstellungen aus seinem Leben zeigte, hieß sie bald bei allen im Hause die Petrusuhr, und langjährige Mahlgäste wurden in die Stube geführt, damit sie das Wunderwerk nach Kräften lobten und würdigten.

Der Müller sah die Uhr oft im stillen an und schüttelte zweifelnd das Haupt, wenn er der letzten Worte des alten Uhrenhändlers gedachte, daß die Abschiedsstunde seinem Hause Segen bringen sollte, wenn er von der Uhr lernen würde. Er arbeitete fleißig in der Mühle, im Stall und Scheune und fluchte weidlich bei Freude und Verdruß wie bisher. Es verging kein Tag, an dem er nicht seine kernigen Flüche übte. Selbst am heiligen Weihnachtstage entfuhren böse Worte seinen Lippen, als er auf dem Hofe ausglitt und zu fallen drohte. Die Petrusuhr ging aus dem alten Jahr ins neue, und hatte noch nichts Besonders gezeigt.

Da zog im Winter eine Seuche ins Land und ergriff jung und alt. Nur wenige blieben von ihr verschont. Schwächlinge raffte sie hinweg, die andern Kranken lagen einige Tage im Fieber und waren gegen Essen und Trinken, wie gegen die ganze Welt teilnahmslos, bis das Fieber sich legte und mit dem Hunger auch die Lebenslust wiederkehrte. Des Müllers Familie wurde auch von der Krankheit ergriffen, erst die Kinder, dann ein Teil des Gesindes und zuletzt der Müller selbst. Er kämpfte mit allen Kräften gegen das Fieber an; umsonst. Als die einzige noch gesunde Magd den Mittagstisch deckte, erklärte er matt, er wolle nicht essen, und legte sich zu Bett. Die Müllerin teilte sich mit der Magd in die Pflege der Kranken und ging von einem Bett zum andern. Der Müller verlangte nichts, sprach nichts, sondern schlief viel, und wenn er einmal erwachte, sah er nach der Uhr, trank ein wenig und schlief wieder ein.

So kam der folgende Mittag heran. Die Mühle nebenan stand still; denn die Gesellen lagen auch im Fieber; und im Hause war es still wie in der Kirche, weil nur die sanfte Hausfrau mit der Magd sich bewegte. Der Müller hatte die Fieberaugen weit geöffnet und blickte auf die Petrusuhr. Das große Ruder näherte sich der Zwölf, die das kleine schon berührte. Jetzt hackte leise schnarrend das Schlagwerk aus, und die Uhr fing an zu schlagen: eins, zwei, drei — doch was war das? Bei jedem Schlage fiel etwas — klingling — mit Silberklang aus der Uhr zu Boden und rollte blinkend und klirrend auf den Dielen hin. Der Müller horchte, hob sich ein wenig aus den Kissen und rief: „Kreuz — Bomben und Granaten, was ist das?“ Die Uhr schlug noch weiter, aber das Klingen und Klirren hatte bei des Müllers erstem Worte sofort aufgehört. Er richtete sich ächzend vollends auf und blickte auf den Fußboden unter der Uhr. Da lagen mehrere silberglänzende neue Münzen. Er strengte seine Stimme an und rief nach seiner Frau. Als sie eintrat, zeigte er auf die runden schimmernden Stücke. Die Müllerin stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, bückte sich schnell und hob die glänzenden Münzen auf, die sie ihrem Manne ans Bett brachte. Es waren Silbergulden, vollgewichtig und sauber geprägt, wie sie im Lande in Umlauf waren.

„Woher kommen die?“ fragte die Frau aufs höchste erstaunt.